



Ingeborg Bachmann und Hans Werner Henze: Briefwechsel

»illustres bachtier«

Von Michael Opitz

Es gibt in der deutschsprachigen Literatur einen unheilvollen Reigen postalischer Missverständnisse. Franz Kafkas »Brief an den Vater« erreicht seinen Adressaten nie, und in Ingeborg Bachmanns Roman »Malina« kann der Briefträger Kranewitzer plötzlich nicht mehr die Post austragen, als ihm die Tragweite seiner Tätigkeit bewusst wird. Schaut man sich die Fülle von Briefsammlungen, Briefwechseln und Briefromanen an, erweckt die literarische Briefproduktion den Eindruck, als sei hier ein gigantisches Postimperium am Werk. Dabei ist jeder veröffentlichte (Privat-) Brief ein Paradoxon für sich. Seiner eigentlichen Bestimmung enthoben, verstößt er fundamental gegen das Postgeheimnis. Keine Frage ob das erlaubt ist, die Ausgaben prominenter Briefwechsel haben Konjunktur.

Hans Werner Henze ist es zu verdanken, dass der mit Ingeborg Bachmann in den Jahren von 1952 bis 1972 geführten Briefwechsel nun erschienen ist. Dreißig Jahre nach dem Tod der Freundin begreift Henze in seinem Vorwort die Briefe als Zeugnisse einer zurückliegenden Zeit. Es ist ein großes Verdienst des Briefwechsels, dass er wesentlich zum Verständnis beider Künstler beiträgt. Wenn Ingeborg Bachmann in Gedichten ihres 1956 erschienenen Zyklus' »Anrufung des Großen Bären« Italien als ihr "erstgeborene(s) Land" lobpreist, wo dem lyrischen Ich Leben zufällt und der »Stein nicht tot« ist und zeitgleich an Henze schreibt: »Könnte

man doch für immer in ein Reich aus Schönheit, Klängen und Worten treten. Ich bin verrückt nach Schönheit« – ist das nicht Sehnsucht nach einer Kunst des l'art pour l'art. Es gilt gerade die moralischen und ethischen Verbindlichkeiten nach der Zäsur 1945 und der proklamierten Kahlschlag-Literatur aus einem selbst bestimmten, kreativen Künstlertum heraus neu zu begründen. Der »Triumph des Erschaffens«, wie Henze es ausdrückt, bedeutet etwas gegen die »Wandelbarkeit der Dinge, die Leiden, die Einsamkeiten zu setzen« (Brief vom 18.4.1965). Eindrucksvoll vermag der Briefwechsel zu veranschaulichen, wie der Musiker und die Dichterin in gemeinsamen Projekten ihrem Kunst- und Lebensverständnis Ausdruck verleihen. Bereits wenige Monate nachdem sich Bachmann und Henze 1952 auf der Jahrestagung der Gruppe 47 erstmals begegnen, schreibt sie den »Monolog des Fürsten Myschkin« zu Henzes Ballettpantomime »Der Idiot« (1953). Er komponiert die Musik für Bachmanns Hörspiel »Die Zikaden« (1954/55) und vertont ihre Gedichte »Im Gewitter der Rosen« und »Freies Geleit«. Sie wiederum schreibt die Libretti für Henzes Opern »Der Prinz von Homburg« (1958) und »Der junge Lord« (1964).

Auch in theoretischen Texten haben sich beide über diese Beziehung zwischen Dichtung und Musik geäußert. Zwar konstatiert I. Bachmann im Essay »Musik und Dichtung« von 1959, dass es den Anschein hat, als würde die Sprache nicht den »geistigen Ansprüchen der Musik« und den »technischen die Stimme nicht gewachsen« sein, doch zeigt die Uraufführung von Henzes Oper »Der Prinz von Homburg« (1960), dass Musik und Dichtung doch eine »Gangart des Geistes« haben. Während sich die Sprache durch Musik »ihrer Teilhabe an einer universalen Sprache« versichert, gerät die Musik durch das Wort »in ein Bekenntnis«, wird

»angreifbar und verwundbar«. Eindrucksvoller als diese werkgeschichtliche Ebene ist jedoch, wie die Briefpartner im Wort eine Lebensart zelebrieren, Sehnsüchte äußern, Freude und Leidenschaft mitteilen und auch Kränkungen Ausdruck verleihen. In den charmannten Wortschöpfungen, die Henze in den Anreden für die Bachmann findet, zeigt sich Verspieltheit ebenso wie Vertrautheit. Angesprochen wird sie als: »illustres bachtier«, »bachstelze«, »liebe nachtigall«, »göttliche karfunkelsteinhafte« oder »liebes täubchen«. Doch auch an Ermahnungen von seiner Seite fehlt es nicht. Sie finden sich vor allem dann, wenn verabredete Arbeiten von I. Bachmann nicht termingerecht geliefert werden. Ihr »Schildkröten-Verhalten« wird zwar durch die Qualität der schließlich dann doch gelieferten Texte verzeihlich, doch dem Freund bleibt völlig unverständlich, was es wichtigeres geben kann, als zu arbeiten. Könnte man die »vielen schlimmen Traurigkeiten und Einsamkeiten« doch nur ertragen, indem man arbeitet, ist Henzes Auffassung. Doch auch solche Irritationen führen niemals zum Zerwürfnis. Die Freundschaft hat Bestand und nach Bachmanns schwerster Lebenskrise im Jahr 1963 entsteht mit »Enigma« eines ihrer schönsten Gedichte, das als verschlüsseltes Musikkästel dem treuen Freund gewidmet ist.

Der Briefwechsel, der nicht nur einen Einblick in die Biografien beider Künstler erlaubt, sondern Spiegelbild einer vorbehaltlosen Künstlerfreundschaft, schließt mit einem Telegramm Henzes, in dem er der Freundin mitteilt, dass er ihren Roman Malina gelesen hat: »aufgewühlt von reichum groesse traurigkeit verzweiflung dieser deiner ersten sinfonie welche die elfte von mahler ist ...«.

Ingeborg Bachmann/Hans Werner Henze: Briefe einer Freundschaft. Piper Verlag. 538 S., geb., 24,90 €.